

Ent. A-2730

Engelhardt



Stimmen aus dem Baltenregiment.

Eine Sammlung von Frontberichten

mit

5 photographischen Aufnahmen nach der Natur

Textinhalt:

W. B. M.: Heimat.

F. A.: An die Heimat.

W. v. G.: Auf dem Vormarsch.

Fied.: Kampftage.

us.: Im Lager des Reservebataillons.

W. Gr.: Auf Vorposten.

Preis: 5 Mk.

Der Reinertrag ist zum Besten des Baltenregiments bestimmt.

Neval,

Ostländische Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co.

November 1919.

Heimat.

Aus der Heimat weht es leise,
Und der Wind trägt eine Weise
Längst verklungner Kinderlieder
Auf und nieder.

Und mit diesen lieben Tönen
Dringt ein tiefes Ruhesehnen
Wehmutsvoll, wie Leidens Lust,
In die Brust.

Was das Leben gab zu tragen
Auch in diesen Erdentagen,
Heimaterde, ja nur du
Gibst die Ruh.

w. f. m.



An die Heimat.

Haben wir noch eine Heimat? Ich meine uns, die wir hier auf fremdem Boden „für die Heimat“ kämpfen. Dies ist eine Frage, die ich mir selbst oft vorgelegt habe, die wir oft mit den Kameraden besprochen haben und auf die die Antworten nie recht übereinstimmen wollten. — Es gibt viele Lieder, deutsche Lieder, die auf die Heimat Bezug haben. Die einen singen vom Bestehen der Heimat, vom Wiedersehen in der Heimat, von der Jugendzeit, die fern zurückliegt und glücklich war, die anderen nennen uns Balten „die ohne Vaterland“. Dem Deutschen und also auch uns ist der Heimatsinn und die Heimatliebe etwas so Selbstverständliches, daß man im gewöhnlichem Leben nicht viel davon spricht. Erst wenn man herausgerissen ist aus dem Alltag, kommt einem die Heimat und das Heimweh zu Bewußtsein. Hier in „weiter, weiter Ferne“ denken wir so intensiv an die Heimat, hier wird alles, was dort vorgeht, so haarklein zerpfückt, beobachtet und verurteilt, jeder Urtauber

wird nach Nachrichten ausgequetscht, und fast nichts kann unserer Kritik entgehen. Jeder von uns ist bestrebt, seinen Urlaub in der Heimat zu verbringen, in dem Lande, „das mein einst war“. Und die dort zu Hause gewonnenen Eindrücke? Ist es noch so erstrebenswert in das Land der Väter zu kommen? Lieber Kamerad, sag doch ehrlich, empfindest Du die Freude am Aufenthalt in der Heimat ebenso glühend, wie damals, als Du das letzte Mal „zu Hause“ warst? Sehen Dir die Felder, Wälder, Straßen und Häuser immer noch so froh und ehrlich in's Gesicht, wie letzters? Scheint es Dir nicht, als sei „alles anders worden“? Findest Du nicht auch, daß ein leiser Vorwurf aus manchem Ding Dir entgegen spricht, daß mancher Ausblick, den Du genießt, Di verlegen macht? Wie kommt das? Ich will meine Gedanken und Gefühle, die ich hier nieder-

schreibe, niemandem aufzwingen, ich will nur erzählen, daß ich mich mit einem Gefühl der tiefen Scham zurückflüch-



tete in unser B. R.. Ich schämte mich dessen, daß mir die Heimat fremd geworden war, daß ich mich nicht an ihr freuen konnte, wie früher und daß ich sie gern verließ. Es ist etwas so Unnatürliches, wenn ein Deutscher, wenn ein Balte seine Heimat gern verläßt, etwas so Unnatürliches, daß dieser Umstand es wohl verdient, untersucht zu werden. „Es ist alles anders worden“. Das habe ich gesehen und empfunden während meines letzten Urlaubs. Noch nie war ich früher bei meiner Ankunft zuhause verhaßt worden, nun geschah's, zwar aus einem nichtigen Grunde, aber doch. Das war der Empfang. — Als ich dann mich nach diesem und jenem erkundigte, hier und da einen Besuch machen wollte, um zu erzählen und zu hören, da hieß es, ja, der ist fortgezogen, und dieser konnte es auch nicht mehr aushalten. Als ich mein engeres Zuhause besuchen wollte, meine bescheidene Habe auf einige Kleidungsstücke revidieren, da fand ich das Rest von Kuckucken besetzt. Die Schränke erbrochen, vieles gestohlen usw. Auch kein gastlicher Empfang. Ich fuhr mir über den Kopf. Ja, was erwartest Du denn? Die Deinen sind fort, Du hast ja selbst überredet zu gehen, wer soll Dich denn empfangen? Die wenigen Bilder und Möbel, die Bücher und was da noch war, sahen mich erstaunt an und fragten, wo kommst Du her? ach, lebst Du auch noch? was willst Du hier, wir glaubten Du habest uns ganz vergessen? Mit einem bitter traurigen Gefühl im Herzen verließ ich mein „Zuhause“. Ich suchte eines der bekannten Häuser auf (von den 4 oder 5, die es noch gab, früher an 100) Die Leute lebten still und verschüchtert, obgleich auch ein gewisser Stolz aus ihnen sprach, daß sie nicht wie die anderen, die alte Heimatstadt Hals über Kopf verlassen hatten. Aber sie haben Unrecht, damals im Dezember 1918 mußten die nicht

wehrfähigen Balten außer Landes gehen, sie mußten uns, die wir damals zum B. R. zusammentraten, die Freiheit der Bewegung und des Handels geben durch ihre Abreise, damit nicht jedermann bei der Verteidigung der Heimat gegen die andringenden Bolschewiken einzeln vor seiner Haustür totgegeschlagen werden konnte. Den tapferen Frauen, die damals die Heimat verließen und vielfach ins Blaue fortzogen, sind wir, nein, ist die Heimat zu großem Dank verpflichtet. — Es war für die allermeisten ein furchtbar schwerer Entschluß von garnicht abzuschätzender Tragweite. Viele, die diesen Entschluß nicht fassen oder nicht durchführen konnten, haben das mit dem Tode bezahlen müssen, viele haben ihn nur halb durchgeführt und sind in Riga zu Opfern der Bolschewiken, dieser wilden Tiere in Menschenkleidern, geworden. Zu hundert zählen die blutigen Opfer, die wir unserer Heimat gebracht haben, gerade dadurch, daß wir zu wenig taten und zuviel geschehen ließen. —

Und wir anderen, die wir in der Heimat blieben? Wir haben gekämpft ungeachtet der furchtbaren moralischen Depression nach all' den schrecklichen Enttäuschungen und Erlebnissen allgemeiner und persönlicher Art, ungeachtet aller nationalen Gegensätze, haben tapfer gekämpft gegen den scheußlichen äußeren Feind — um die Heimat. Auch wir haben viele schwere Opfer gebracht; über ein halbes Hundert tapferer Kameraden, die damals mit uns auszogen, sind gefallen, und sie deckten un der grüne Rasen, sie, die für die Heimat männlich und stark auszogen in den ungleichen Kampf. Ja, wißt Ihr denn auch, daß sie für die Heimat kämpften und fielen, Ihr Kleinmütigen, Ihr Mörgeler und Miesmacher daheim? Glaubt Ihr, daß alle die vielen Hunderte in Dorpat, Wiesenberg und Riga und sonstens im Lande, die elend von den rasenden Bestien ermordet worden sind, glaubt

Ihr, daß diese für was anderes gestorben sind, als für unsere liebe eigene baltische Heimat? Und Ihr wagt noch den Tod all' dieser Vielen, die ich hier aufzähle, als einen Grund anzuführen, für Auswanderer, für Landesflucht, für ein Preisgeben alles dessen, was unsere Väter seit vielen hundert Jahren auf- und ausgebaut haben? — Nein, und tausendmal nein. Ihr habt Unrecht. Im Gegenteil. All' diese Opfer, die müssen Frucht tragen, es darf nicht sein, daß sie umsonst gefallen sind, die vielen Lieben. — Umsonst, das ist ein böses Wort, und es wäre zu trostlos, wenn es in unserem Fall zu Recht bestehen bleiben sollte, dieses Lieblingswort der Kleinmütigen und Müden in der Heimat, das A und O der Wiesmacher in unseren Reihen. Hütet Euch vor diesem Wort. — Es ist so verlockend, ein Ding mit diesem Wort abzuschließen und Pläne über die Zukunft in Amerika oder Asien zu machen. Aber wie kommen wir denn überhaupt darauf, über das Verglebliche unseres Unternehmens hier nachzudenken. Das ist ja gerade das Traurige, das Trostlose, daß diese Gedanken, die wie eine greuliche Pest sich in unseren Reihen breit machen, aus der Heimat kommen, aus der Heimat, die unsere Väter gegen äußere und innere Feinde so lange zu halten verstanden haben. Und nun wir? Wir fangen an, an unserer Zukunft im alten Baltenland zu verzweifeln, wir, die wir dafür kämpfen. Ist das denn nicht ein Unsinn? Denkt doch daran, wie wir Ende des vergangenen Jahres begeistert zusammenströmten. — Da gab es keine Stänkerer und Klöhner, die feige in unserem Rücken gegen uns Propaganda machten. Da liefen unsere tapferen Streiter nicht zu den Ärzten mit Zahnschmerzen und verstopften Nasen, um „nur noch 2 Tage lang“ sich kurieren zu lassen, d. h. Hazard zu spielen oder mit solchen Leuten, die sie früher nicht angesehen hatten, an einem

Tisch zu sitzen und bei einer Flasche Bier zu schieben. Liebe Heimatgenossen, besinnt Euch doch. — Schämt Ihr Euch denn nicht? Ihr da zuhause hinter dem warmen Ofen und ihr hier an der Front, die ihr am Ende auch ähnliche Gedanken habt? Sind sie nicht eines Balten unwürdig, diese Gedanken?

Habt Ihr denn wirklich beschlossen, die Heimat aufzugeben, unsere alte, liebe Heimat? Denn, wenn es so weiter geht, wie eben, dann ist es aus, nicht nur mit der Heimat, nein, auch mit uns. Wie einen Haufen Spreu wird der Sturm des Lebens uns auseinanderfegen, und es wird kein Baltenland und keine Balten mehr geben. —

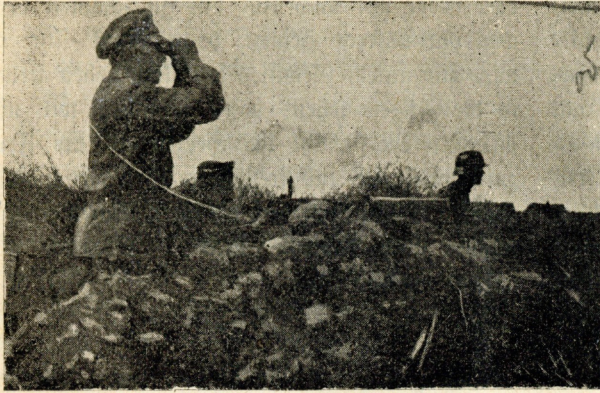
Wir alle tragen daran die Schuld. — Wir hier an der Front und Ihr daheim in den Städten und auf dem Lande. Wo sind denn überhaupt die Städter? Schon sind sie fort.

Grade, was wir am allermeisten brauchen, Ermutigung und Vertrauen vonseiten der Heimat, das rauben sie uns, die Fortziehenden. Um unser leibliches Wohl braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Wir sind mit Kleidung und Nahrung versehen und wer, wie die meisten von uns, vom vorigen Jahr an Soldat ist, der weiß sich auch so oder anders zu helfen, wenn es einmal in dieser oder jener Hinsicht knapp ist. Was aber not tut, das ist die moralische Unterstützung. Und darum bitten wir Euch in der Heimat. — Laßt das Jammern und Klagen. — Davon wird es nicht besser. — Sät durch Eure Briefe an die Front nicht Mißtrauen zwischen Führung und Truppen, zwischen die einzelnen Glieder unseres Häufleins, denn das tut Ihr, wenn Ihr immer nur Eure schwärzesten Gedanken und bittersten Sorgen hierher meldet. — Ihr da zuhause, laßt uns nicht irre werden auch an Euch, wie an denen, die schon früher die Flinte ins Korn warfen

und aus Schwäche und Kleinmut davon liefen fort aus der Heimat und uns im Stich ließen. Die meisten ohne einen Schimmer von moralischer Berechtigung. — Denkt doch an das traurige Beispiel Deutschlands, das zusammenbrach infolge des moralischen Bankrotts der Heimat. — Die Heere standen noch fest, sie wankten erst, als die Heimat krachte. Stützt und haltet uns, denn noch könnt Ihr das tun. Wir tun unsere Pflicht bis zum Aeußersten. — Das wißt Ihr

ja. — Tut auch Ihr die Cure. — Dann werden weder wir noch Ihr uns zu schämen brauchen vor unserer Heimat, dann könnt Ihr, wie wir, mit gutem Gewissen der alten lieben Heimat in die Augen sehen, dann brauchen wir nicht mit bitterem Gefühl im Herzen an die Front zurückzukehren, und freudig werden wir einander zurufen können: „Horch die alten Eichen rauschen immer noch dasselbe Lied“. Obgleich alles anders worden ist. —
F. K.





Auf dem ○○○ ○○ Vormarsch.

Es ist der Abend des 12. Mai. Breit und behäbig fließt der Fluß zwischen den malerischen Ufern dahin, in der Ferne eine spiegelblanke Fläche bildend, in der die untergehende Sonne sich blutrot widerspiegelt. Fern am Horizont zieht sich eine glitzernde, flimmernde Kette kleiner Feuerchen hin — das Lockmittel der auf Beute lauenden Fischer.

Das ganze herrliche Bild atmet eine tiefe Ruhe, welche scharf mit den uns durchwogenden Gefühlen kontrastiert. Soll doch heute der Vormarsch beginnen, das verzweifelte Anrennen einer kleinen verschwindenden Zahl von beherzten Männern gegen die Riesenscharen des großen Sowjetreiches, gegen Hunderttausende von Chinesen, vertierten Matrosen und anderem Gefindel.

Wie wird dieses Wagnis gelingen? Wieviele unserer lieben Kameraden werden dabei ums Leben kommen oder wird einen selbst vielleicht das tückische Blei treffen?

Diese und andre Fragen wirbelten uns durch den Kopf, als wir, der . . . reitende Maschinen-

gewehr = Zug, auf schwankendem Rahm dem russischen Ufer der Marowa zustrebten.

Dem unbefangenen Zuschauer boten wir ein zum mindesten eigenartiges Bild. Dem ohnehin schon abenteuerlichen Aufzuge — standen wir doch noch in den verschiedenartigsten Uniformen, ja, einige noch im sogenannten „Räuberzivil“ — war heute noch ein besonderer Schmuck hinzugefügt: von der Mühe eines jeden ragte eine schöne, breite Auerhahnsfeder zum Abendhimmel empor, das Unterscheidungs- und Erkennungszeichen . . .

Es folgt zuerst ein kurzer Marsch bis zum nächsten Dorf, in welchem die Umgehungskolonne, der wir zugeteilt sind, sich sammeln soll. Unsere Aufgabe ist, einen großen Morast zu überqueren, dem Feinde unerwartet in den Rücken zu fallen und ihn zur Flucht zu zwingen.

Das Warten im Dorf ist unerquicklich. Es ist Nacht geworden — man fühlt sich müde, und die Augen wollen einem immer wieder zufallen. Schattenhaft gleiten die stummen Silhouetten der ankommenden Reiter vorüber. Jetzt kommt

unser Schwesterzug an. Auch er gleitet schemenhaft vorüber — ander Spitze sein heldenhafter Führer Lt. v. R. . . I. Ahnte wohl damals jemand, daß bald mehr als die Hälfte dieser treuen Kameraden den Martertod in Bolschewikenhänden sterben würde?

Endlich sind alle beisammen, und bei grauem Morgen geht es los. Voran die Kavallerie, dann die zwei reitenden M.-G.-Züge und zum Schluß eine Abteilung abgeessener russischer Kavallerie.

Schweigend marschieren wir auf der großen Straße dahin. Man hört das Trappeln von einigen hundert Pferdehufen und dazwischen unterdrücktes Geflüster. Alle sind übermüdet und müde, die Offiziere angegriffen von dem Abschiedsfeste beim Führer der Expedition — Obersten B.-B. . . . h. Nach einiger Zeit verläßt man die harte Straße und vertraut sich dem schwankenden Morastboden an. Jetzt beginnt der „Spaß“!

Die Pferde versinken bis zum Bauch und ziehen nur mit größter Mühe die Beine aus dem quatschenden, gurgelnden Boden. Bald merkt man ihnen die völlige Erschöpfung an. Zitternd und schnaubend stehen sie da und zerren verzweifelt an dem bis zu den Achsen eingesunkenen Wagen. Und es wird immer schlimmer. Immer weicher wird der Boden — schließlich schlängelt sich ein breites fließendes Wasser quer über unsere Fahrrichtung. Aber es hilft nichts. Durch muß man. Die beste Stelle wird ausgesucht, und durch geht es. Alle Kräfte sind bis zum äußersten angespannt, jeder greift an, wo er kann — an den Fehmerstangen, in die Speichen. Endlich ist es vollbracht. Prustend, keuchend und zitternd stehen Pferde und Leute da — aber alle Wagen sind hinüber.

Da kommt der große Schlag, der uns mit einemmal allen Mut und alle Energie rauben

will. Von vorn wird es von Mund zu Mund weitergegeben: „Wir sind falsch gegangen und müssen zurück.“ Manches Gesicht wird bei dieser Nachricht um eine Schattierung fahler. Einen Moment entsinkt mir der Mut: jetzt umkehren — alles noch einmal — das halten die Pferde nicht aus — so zuckt es mir durch den Kopf. Aber nur einen Moment. Dann rafft man sich zusammen. Die Pflicht ruft. Die Selbstbeherrschung bei allen Kameraden ist großartig. Kein unzufriedenes Wort wird laut. Wortlos werden die Pferde umgekehrt, und die ungeheure, übermenschliche Arbeit beginnt. Viele Pferde ziehen nicht mehr und fallen fast bei jedem Schritt. Sie müssen ausgespannt und mit größter Mühe wieder aufgerichtet werden. Bei einigen gelingt auch dieses nicht mehr, und sie müssen zurückbleiben. Nur vorwärts!

Jetzt geht es längs einem Grabenrande, und es ist etwas leichter. Unterdessen ist es Tag geworden. Hier und da hört man einzelne Detonationen, deren Ursprung man sich nicht erklären kann. Sind es Sprengungen der fliehenden Bolschewiken? Aber darum kümmert man sich nicht — der einzige Gedanke, der alle beseelt, ist — vorwärts!

Jetzt biegt es wieder ab, und vor uns liegt eine unabsehbare Hochmoorfläche. Längst sind wir nachgeblieben. Die leichtfüßige Kavallerie ist uns weit voraus, und wir wissen nicht einmal, ob wir richtig gehen. Aber einerlei: ein Zurück gibt es nicht. So ziehen wir denn unsere Pferde an Stricken und die Wagen an den Fehmern weiter. Immer weiter und weiter — aussichtslos, einmal anzukommen. Rund herum immer nur schlüpfriger, gurgelnder, verschlingender Morast.

Endlich — endlich — es ist unterdessen 3 Uhr mittags geworden, — wir arbeiten somit schon 12 Stunden unter Anspannung aller Kräfte, —

sehen wir ein kleines Gefinde vor uns; stumme Freude leuchtet auf allen Gesichtern auf, und die gute Laune, die schon fast zu versiegen drohte, flackert wieder auf. Eine schnelle Rekognoszierung stellt fest, daß im Gefinde 5 Kavalleristen warten, die uns zur Bedeckung bestimmt sind. Schnell werden die üblichen Speckkartoffeln gebraten, man gießt das Wasser, welches die Stiefelschäfte füllt, aus, und schon fühlt man sich einigermaßen restauriert.

Der Bauer muß einige Wagen stellen, — wir kriechen alle drauf, strecken unsere müden Beine behaglich ins frische Heu, und singend und scherzend geht die Fahrt weiter.

Da plötzlich passiert etwas Unerhörtes, Entsetzliches: wie auf Kommando rattert und knattert es rund um uns los. 3 Maschinengewehre und unzählige feindliche Schützen überschütten uns mit einem dichten Hagel von Geschossen, welche links und rechts schmalzend in Bäume und Wagen fahren. Einen Moment verschwimmt alles vor den Augen: rennende Menschen, rasende und stürzende Pferde, kippende Wagen. Unwillkürlich greift man zum Karabiner — da ertönt das Kommando unseres Führers: „Zurück!“ Umstellt von allen Seiten von feindlichen Kugelspritzen und Schützen, können wir an Rettung der eigenen Maschinengewehre nicht denken, besonders da im Nu alle unsere Pferde zusammengeschossen sind und sich windend und verreckend am Boden liegen.

Jetzt heißt es nur, irgendwie aus dem Bereich des mörderischen feindlichen Feuers zu gelangen.

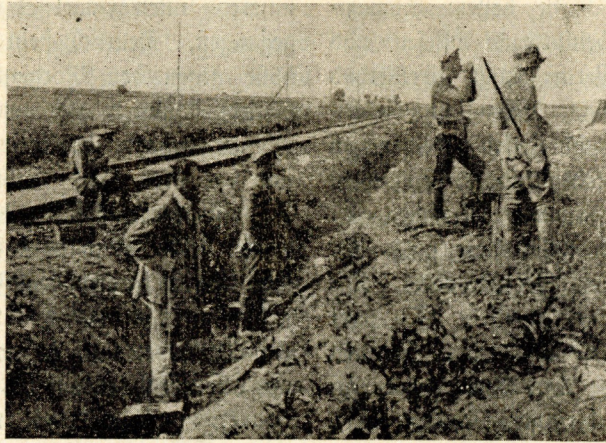
Von Zeit zu Zeit uns hinwerfend und einen Schuß auf die Feinde abgebend, ziehen wir uns an den Morastrand zurück. Hier sammeln wir uns. Die Zählung ergibt, daß 4 Kameraden fehlen. Sie sind also in die Hände der Bestien in Menschengestalt gefallen. 4 Kameraden, mit denen man eben noch gelacht und gescherzt hat, sterben eben womöglich schon einen martervollen Tod. Wortlos sehen wir uns an, einzelne nehmen die Mützen ab. Aber nur einen Moment kann man sich dem Gefühl des Grauens überlassen. Schon rattert der Panzerzug, dessen Dessant uns so plötzlich überfiel, weiter, womöglich um uns den Rückweg zu verlegen.

Nach kurzer Beratung der Führer, treten wir, körperlich und moralisch niedergeschmettert, den Rückweg an. In dieser Verfassung den numerisch weit überlegenen Feind, welcher jetzt im Besitz von 14 M.-G.'s war, zu attackieren, um die Unsrigen zurückzuerobern, war von vornherein aussichtslos.

Wir stapfen also wieder durch den Moraft zurück. Unterwegs noch eine plötzliche Freude: die 4 vermißten Kameraden tauchen vor uns auf — sie sind also doch dem schrecklichen Schicksal entronnen. Dieses gibt uns die Kraft, den schier endlos scheinenden Weg bis zum Dorf zurückzulegen. Todmüde fällt man aufs Stroh, um am nächsten Morgen in der Frühe den ganzen Weg zum drittenmal zurückzulegen.

W. v. G





Kampftage.

Nach endlosem Hin und Her durch Ellern-
gestrüpp und nasse Wiesen sammeln wir uns im
Dorfe „Quartier machen!“ hieß es.
Rühle Mitternacht, Anfang Juli. Durch die
dunkle, beschattete Dorfstraße in ein noch dunkleres
Bauernhaus. Milch ist da, — fein! Die Ka-
meraden benachrichtigt, dann schnell allgemeine
Stärkung. Mitten ins schönste Essen hinein
klingt es: „Fertigmachen, Ausrücken“. Ruhe —
leise, unterdrückte Flüche, Stolpern im Dunkel.
Endlich ordnet sich die Kolonne. Auf schmalen
Feldweg gehts in die Nacht hinaus. Bald sind
wir da: im nächsten Dorf, kaum 1000 Meter
vom Feinde, dessen Standort durch die hohen
Parkbäume des benachbarten Gutes gekennzeichnet
ist. Schnell sind Posten ausgestellt, und wir
verteilen uns in die Häuser. Todmüde und
sorglos legt man sich hin, umgeschallt, den
Karabiner in Reichweite. Am Morgen wird die
Position bezogen, am Wegrand hinter einem

Steinzaun. Es fiffelt, d. h. regnet leicht. Wenn
nur das Patronenband des Maschinengewehrs
nicht zu naß wird! Lieber legt man es doch
in den Kasten. Vorne auf dem Bahndamm,
am Waldrande scheint sich was zu bewegen.
Ich erhebe mich in Kniestellung, beobachte: nichts
weiter zu sehen. Ein scharfes Sst, gleich darauf,
wie ein Peitschentknall, — der Schuß. Wieder
in Deckung. Mich umwendend, sehe ich die Ab-
lösung hinter Büschen sich langsam nähern, dann
mit ein paar Sägen die letzten 15 Schritt und
über den Weg zu mir. Etwas abwarten. Dann
geh ich denselben Weg ebenso zurück. Essen.
Schlafen. Kaum fallen die Augen zu, geht's
„heng“. „Wer, Teufel, schießt da schon wieder?“
fragt man die aufbrechenden Kameraden. Strah-
lend kommt die Antwort: „Endlich mal unser
Panzerzug“. Zum M.-G. Schon antworten die
Roten. Surrend fliegen die Granaten hin und
her, immer über uns hinweg. Vor und hinter

uns Schuß und Aufschlag, regelmäßig, automatisch. Artillerieduell. In hellem Sonnenschein und tiefem Frieden liegen Wiesen und Felder ringsum. Die Lerche steigt tirellierend höher und höher. Bumm, tscheng unterhalten sich die Kanonen. Ein Huhn gackert, die Spazierlärmern auf dem nahen Scheunendach. Was geht die Natur das Tun der dummen Menschen an? Allmählich verzieht sich unser Panzerzug. Er hält die Operation wohl für beendet. Die Roten suchen sich ein anderes Ziel. Ein paar Schuß, und das Dorf, wo wir gestern so schön Milch tranken, brennt. Der Wind treibt die Flamme weiter, und nach einigen Stunden gibt's nur noch 2 Reihen Brandstätten längs der ehemaligen Dorfstraße.

Gegen Abend. Die Sonne, jetzt hinter uns, beleuchtet grell das feindliche Gut. Deutlich kann man durchs Glas die khaki-farbigten Feinde zwischen den hohen, weißen Birkenstämmen emsig hin- und herhuschen sehn. Mit Einbruch der Dunkelheit fängt die Arbeit an. Maskierungen aus jungen Birken (es ist ja auch Pfingsten vor der Tür) werden aufgestellt, undurchdringlich fürs bloße Auge. Fürs Maschinengewehr wird ein richtiges Nest, mit Grabenstücken rechts und links für die Mannschaft, ausgehoben. Es gibt kleine Differenzen, jeder hält seine Idee, wie man's machen soll, für die beste.

Doch die Zeit drängt, im Osten, über dem Feinde, wirds hell. Angestrengt klingen Spaten und Axt. O, die verdammtten Wurzeln! Fertig, — außer dem Posten alles ins Stroh. Mählich wirds Morgen. Dichter, weißer Nebel kriecht näher, steigt. Auf 50 Schritt nichts zu sehen. Eine Feldwache von 5 Mann schleicht links vor, Patrouillen zu 2 und 3 tauchen auf, verschwinden im Nebel. Alles still. Jetzt erwachen die Roten. Bumm — tscheng. Die Einschläge kommen näher, dann gehen sie hinter uns ins Feld; um so besser.

Pause. Aha — ein neues Ziel. Richtig. An unserem linken Flügel ist ein M.=G. in Position gegangen. Deutlich sieht man es auf der Anhöhe gegen den Morgenhimmel als schwarzen Strich, dahinter, zusammengekauert, den Richtschützen, nebenbei den knieenden Beobachter. Sie sind das neue Ziel. Schlag auf Schlag gehts. Dazwischen verschwinden beide hinter einer Rauchwolke, aber gleich darauf knattert wieder eine ihrer Lagen gegen den Feind. Der antwortet jetzt schon mit dichtem Gewehrfeuer. Wir liegen ziemlich unbeteiligt in unserem Graben, halten nur den Eisenbahndamm und den Parkrand unter Feuer, um eine Attacke von da zu erschweren. Singend, wie ein Schwarm großer, tückischer Mücken, zieht manchmal eine M.=G.-Lage über unsere Köpfe. Jetzt eine Pause im Feuer. Aha, die Attacke! Ein fernes Hurra, das Nebendorf wird eingenommen, wir werden von links hinten angegriffen. Also zurück!

Unter feindlichem Granatfeuer gehts quer durchs Dorf zu den Pferden, dann im Schutz des Waldes auf die Straße weiter. Hinten knattert noch das Gewehrfeuer. Die Kolonne ordnet sich. Man trifft Bekannte, fragt nach anderen. Gottlob, keine Toten, nur einige Verwundete oder Kontusionierte. Das Schießen wird schwächer, hört auf, wir biegen ab von der Straße zu einigen estnischen Gefinden. Ein altes Mütterchen steht furchtsam vor der Haustür, verteilt Milch. Die Sonne ist hochgestiegen und brennt. Heiß ist's beim Gehen. Weiter. Im Walde ziehen flüchtende Bewohner mit Vieh, Kind und Regel vorüber. Wir halten, beziehen eine neue Stellung, graben uns notdürftig ein. Brot und Speck wird verteilt. Das letzte trübe Wasser aus der Feldflasche schluckweis dazu. Dann liegen wir und warten. Ordre, Kontreordre, aber keineswegs Désordre. Unsere Artillerie fängt an, das Dorf, das wir eben verließen,

zu beschießen. Schwarze Rauchballen über dem Walde — Brisanzgeschosse. Endlich heißt es: vorwärts! das Dorf soll wieder genommen werden. Der Plan wird besprochen, in großen Zügen der Mannschaft mitgeteilt, wir sind ja nicht viele, im Ganzen um 120 Mann (davon Deutsche ca. 75) mit 5 M.-G.

In kleinen Gruppen wird abgerückt; unser Gewehr mit 8 Mann hat an der rechten Flanke vorzugehen, so wie die Infanterie das Feuer eröffnet. Wir legen uns hin im Sonnenschein, vor uns dichtes Ellerngestrüpp, darin die Übrigen verschwanden. Endlos dehnen sich die Sekunden. Da springt das Feuer auf, im Nu knattert es an der ganzen Linie. Unsere Artillerie, falsch orientiert, greift wieder ein, auf Freund und Feind. Jetzt vorwärts. Auf den Weg, zum Dorf. Rechts vorwärts öffnet sich der Blick aufs freie Feld. Da, weit vorne eilen hellbraune Gestalten. Feuer! Lage auf Lage raffelt dahin. Weiter. Im Dorf ein wüstes Schießen und Durcheinander, niemand weiß, was los ist. Allmählich schafft die Führung Ordnung. Wir gehen in unsre alten Positionen. Mehrere Häuser brennen, in einem prasselt rastlos Infanteriemunition, von den Roten zurückgelassen. Gefangene werden abgeführt. Beute gesammelt. Die Roten halten uns unter wütendem Artilleriefeuer, versperren den Rückzug aus dem Dorf mit ihren Granaten, aber wir wollen ja garnicht fort. Überall frohe Gesichter. Der letzte Tabak, o wie schmerzlich, wird verrauht, aber jetzt eine Bitte abschlagen, unmöglich. Strahlende Augen danken. Granat- und Schrapnellsplitter prasseln nieder. „Pong“ macht so'n Ding auf dem Stahlhelm. Eine Steinscheune gewährt uns absoluten Schutz. Ein Kamerad kommt traurig, hinkend und stinkend an. Auf einer Brandstätte ist er bis zum Bauch in eine übelriechende Grube geraten. Wer den Schaden hat, u. s. w. Aber

wir sind platt, so platt, daß alles einerlei ist, wenn man nur in Ruhe gelassen wird. Bald haben auch die Bolschewiken sich abgeregert und stellen ihr Schießen ein, das doch nur Kerenken kostet und nichts einbringt. Nur zeigen darf man sich nicht. Die Kerls passen scharf auf und lassen ihre M.-G. rasseln. 12 Häuser sind eingäschert. Auf dem Felde liegende rote Verwundete werden eingebracht, immer kriechend (der obigen Maschinengewehre wegen), und verbunden. Langsam, die vordersten Kühle etwas ratlos, zieht die Dorfherde, von keinem Hirten getrieben, dem Dorf zu. Werden die Roten sie ungehindert passieren lassen? Jetzt biegen die ersten ins Dorf ein, aber alles bleibt still.

Zum Essen. Einige Unermüdlische haben das Abkochen übernommen. Schichtweise wird gespeist: nicht alle aufeinmal können die Position verlassen. Mancher findige Kopf, der das gackernde Huhn beobachtete, dreht sich stolz einen Goggel-Moggel (die besten Freunde kriegen auch einen Teelöffel voll), oder schmiert sich erbeuteten Honig aus den von den Roten zer schlagenen Bienenstöcken aufs Brot. Die Beute wird gesichtet, darunter ein Schießpferd und ein alter verankerter von einem Kameraden morgens beim eiligen Rückzug vergessener Mantel; 3 Maschinengewehre, viel Munition und Schaufeln; eine ganze Reihe geschlachteter und gerupfter, aber noch unzubereiteter Hühner. Ab und zu fällt ein Schuß, wenn jemand so unvorsichtig ist, sich erblicken zu lassen. Es wird immer ruhiger. Die verängstigte Bevölkerung, die nach dem Einzug der Roten ins Dorf zurückgekehrt war, hat sich wieder in den Wald verzogen. Die dienstfreien Mannschaften kriechen ins Stroh. Rötlich schimmert die Blut der Brandstätten durch die heraufziehende Dunkelheit. Leise raschelt der Wind durch die versengten Blätter der Dorfbäume. Da wird's wieder lebendig. Im Schutze der Dunkelheit müssen die

Positionen ausgefüllt und vervollständigt, Barrikaden gegen die Panzerautos gebaut und neue Maskierungen errichtet werden. Erst der aufziehende Morgen setzt diesem eifrigen Treiben ein Ziel, und der Mensch begibt sich zur Ruhe.

Nur einzelne Posten, gegen Sicht gedeckt, beobachten. So gehts dem neuen Tag entgegen. Wird der Rote wieder angreifen oder hat er von uns genug und versucht sein Heil an andern Abschnitten?
F. dev

Im Lager des Reserve-Bataillons.

H., den 25. August.

Ich stehe auf einem der riesigen Schutthügel, den oberirdischen Merksteinen der gewaltigen unterirdischen Festungswerke, die östlich von Reval, nach Brigitten zu, sich unter dem Kalkschiefer des Laksberges hinziehen. Sie sind durch den Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches in ihrer Vervollendung gehemmt worden und werden jetzt wohl in aller Zukunft nur als ewig unvollendete Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit die Nachwelt schon allein durch das Riesenmaß ihrer Raumverhältnisse in Erstaunen versetzen. Mein Fuß ruht auf grünlichem Ton, ein Zeichen, wie weit man hier in das Innere der Erde bereits eingedrungen war, um mich herum zerbrochene Schalen versteinelter Muscheln und riesige umgestürzte Schieferblöcke, die in ihrer dünnen Schichtung gewaltigen verstaubten Astbündeln gleichen. Ein viereckiger Schacht führt in die Tiefe, es dauert lange bis ein heruntergeworfener Stein unten aufschlägt, hier hätten wohl auch die 42 cm-Ungeheuer vergebens in ihrem Grimm an den Grundfesten der Erde gerüttelt. Ein weiterer Blick tut sich vor einem auf. Ebene, so weit das Auge reicht, nur unterbrochen durch einzelne Dammkomplexe, einen Gutshof oder ein Bauerngehöft andeutend; dazwischen irgendwo die Flügel einer Windmühle, die sich scharf in der Luft

zeichnen; nach Südwesten zu schlängelt sich das bewaldete Flußtal des Brigittenbachs, und weiter dahinten schimmernd und leuchtend im Glanz der Abendsonne ein Ausschnitt des Meeres, über dem ein Segel im goldenen Lichte in der Luft zu schweben scheint.

Einer der mäandrischen Flußwindungen eingelagert ist ein kleiner Häuserkomplex, winzig im Vergleich mit den Riesenkonturen des gewollten Festungsumfanges. Hier hat das Reservebataillon unseres Baltenregiments sein Lager. In der Kleinheit des Raummaßes gegenüber den toten Riesenformen umher ein charakteristisches Gleichnis der winzigen und doch so tränenreichen Kriege, die an Stelle des erhofften Friedens das Erbe des Weltkrieges angetreten. Wie das Nest eines Vogels am Felsenriff klebend, ein einziger Punkt noch warmen pulsierenden Lebens, in diesem ungeheuerlichen Trümmerfeld einer imperialistischen Vergangenheit.

Die Front ist leicht geneigt, die Reserve zu belächeln und ihr Soldatenspiel und schlaffenhaftes Nichtstun vorzuwerfen. Von dem Gesichtspunkt aus, daß die Tätigkeit der Reserve des letzten todgeweihten Zwecks des Krieges ermangelt, hat sie recht, nicht aber, wenn sie meint, daß der Reservefeldat durchschnittlich viel weniger zu leisten habe. Von großen Marschlei-

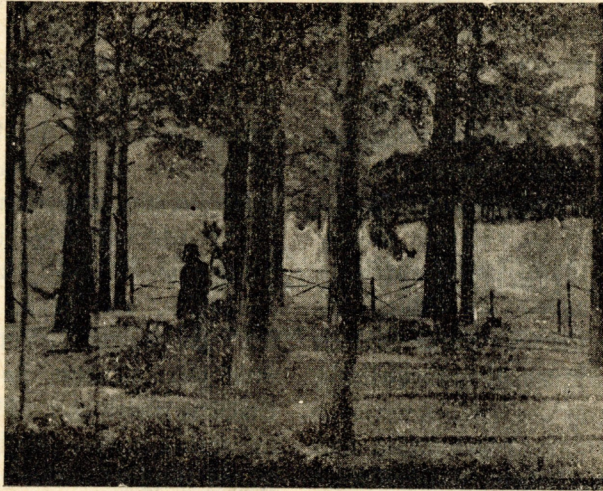
stungen, die oft das letzte an Leistungsfähigkeit vom Frontsoldaten fordern, muß man natürlich absehen, auch die Lebensbedingungen, unter denen der Frontsoldat lebt, sind im allgemeinen unvergleichlich schlechter, was aber die täglichen militärischen Übungen und Arbeiten anbelangt, ist er vielleicht besser dran, insofern als ihn der Dienst in den Zeiten zwischen den einzelnen Kampfhandlungen weniger in Anspruch nimmt. Auch abgesehen davon, ist eine Kritik der einen Formation durch die andere ein Schlag ins Wasser. Sind sie doch nur verschiedene Stadien derselben Entwicklung, die einander wechselseitig bedingen.

So wird auch hier im Lager fleißig und ohne Unterlaß an die Ausbildung kampftüchtiger Mannschaften gearbeitet. Morgens um 6 beginnt das Leben sich zu regen. Fast alles macht seine Morgentoilette am und im Fluß, es ist ein heiterer Anblick, die jugendfrischen Gestalten im Fluße baden und am Strande ihre sonnengebräunten Glieder recken und strecken zu sehen. Die Feldkessel klappern, der dampfende Kaffee wird aus dem großen gemeinsamen Kessel geschöpft. Um 8 beginnen Übungen, militärische und turnerische in buntem Wechsel. Die beiden Leutnants Herr L. und Herr K. scheuen keine Mühe, die Jungen zu dem, was eventuell ihrer aller im Frontdienst harret, heranzubilden. Talente der Ungeschicklichkeit gibt es auch hier, doch ist man im allgemeinen zufrieden. Um 1 $\frac{1}{2}$ 12 gibt es Mittag. In langer Reihe stehen die Mannschaften, und Frau F., die unermüdliche Hebe, schöpft aus dem abgrundtiefen Kessel die verheißungsvolle Mischung. Die zahme Regimentsfräule, Rakri, schaut dieser Operation, die ihr äußerstes Interesse erweckt, von irgend einem erhöhten Standpunkt aus zu. Nachmittags ist bis 2 Uhr Ruhe, dann folgen allerhand Arbei-

ten: Wegeziehen, Planieren, Grabenstecken, Roden etc. Um 1 $\frac{1}{2}$ 5 ist Abendessen, und um 7 Uhr gibt es nochmals heißen Kaffee. Nachts regiert die Wachmannschaft, bestehend aus zum Dienst Untauglichen und älteren Jahrgängen. Dann erleuchtet ein fröhliches Lagerfeuer phantastisch das Dunkel der Nacht, und allerhand Anekdoten und Schnurren kürzen die Zeit.

So geht das Leben im Lager seinen regelmäßigen Gang, meist nicht reich an äußeren Ereignissen, aber häufig reich an innerem Erleben. So manche Freundschaft für das Leben wird hier geknüpft, so vielen, besonders den Städtern, wird der Wechsel der Tageszeiten, die Stimmen der Nacht und der Wandel der ewigen Gestirne wieder zum inneren Erlebnis. So wurde es mir hier nach Jahren wieder einmal vergönnt, ein Nordlicht zu sehen, dessen furchtbar aufzuckende Strahlenbündel Zeugnis gaben von ungeheueren, übermenschlichen Weltkatastrophen.

Die oben geschilderte Landschaft, die unendlich charakteristisch ist für unsere Heimat, ist mehr als alles andere geeignet, in unserer Jugend die Liebe für diese Heimat lebendig zu erhalten. Der ehrwürdige Giebel des Brigittenklosters grüßt aus einer uralten heldenhaften Vergangenheit herüber, und die Schichtung der aufgerissenen heimatlichen Erdoberfläche erzählt aus der Jugendzeit unseres Planeten, als das ewige Meer noch hier brandete, wo jetzt unser Fuß ruht. Wenn das Gemüt in Stunden der Empfänglichkeit dies alles schaut, so kann in uns der Grund zu transzendenten Werten gelegt werden, die uns die Unbillen der Gegenwart klein erscheinen lassen gegenüber der unendlichen Ewigkeit und uns zum Kampf stärken durch die Gewißheit, daß unser ureigenstes Wesen so alt wie die Welt und so unzerstörbar wie diese ist. —us.



Auf Vorposten.

Ganz leise rieselt der Regen. Man hört's eigentlich nur am Tropfen vom Strohdach, das meine Erdhütte deckt.

Jetzt kommt er gewiß gleich und weckt mich zur Ablösung. „Warum schläfst Du nicht?“ wird er fragen. Und wieder, wie so oft schon, werde ich dasselbe antworten „Kann nicht!“

So, jetzt kommt er, ich höre ihn langsam und vorsichtig die trockenen Stellen des Weges suchen.

„Die Uhr ist 2, Du mußt auf Posten!“ „Jawohl, weiß schon.“ Kurz sind diese Unterhaltungen des Nachts. Was soll man auch reden miteinander — tagsüber spricht man sich schon reichlich genug aus.

Ich kriechе vorsichtig aus meiner Hütte. Leise rieselt der Regen. Jetzt glaube ich die dünnen,

nassen Fäden zu sehen. Tief stecke ich die Hände in die Taschen meines Mantels und suche mir den Weg durchs Dunkel zum Posten. Vorposten natürlich. Was soll man denn auch sehen können in diesen undurchdringlichen Herbstnächten?

Wie ein Gespenst steht unvermittelt und überraschend nahe der Posten vor mir, den ich ablöse.

Er gibt mir die Uhr und jagt vielleicht noch kurz „Alles ruhig“, dann verschwindet er lautlos im Dunkel hinter mir. „Schattentheater!“ denke ich. Ein Zweig knackt leise unter seinem Fuß. Dann schnaubt er sich. So, denke ich, jetzt kriecht er in seine Erdhütte und wirft neues Holz auf kleine Feuer und wärmt sich. Ich muß 2 Stunden stehen. Wirklich 2 Stunden? Wie sollen die eigentlich vergehen? Sehen kann

ich doch nichts. Hören? Ja, ich höre wie es von allen Zweigen tropft. Unter einer Kiefer stehe ich, da ist's anfangs etwas geschüttelt. Nur anfangs. Später tropft es langsam, aber ganz gleichmäßig auf meine Mütze, meinen Mantel, meine Hände. Wen mag's jetzt gelüster, durch den nassen Wald auf unbekannte Stellungen loszugehen? Wo jeder Schritt einen verraten kann. Natürlich, heute Nacht kommen sie nicht. Ich könnte ruhig in meiner Hütte mein Feuerchen anmachen. Und überhaupt.

So, jetzt kommen die Gedanken. Sie warten ja schon lange in derselben Reihenfolge. Wie sie hartnäckig sein können! „Jetzt schlafen sie zu Hause.“ Nein, nicht an zu Hause will ich denken. „Morgen wird es ebenso regnen.“ Das ist auch nicht erfreulich. Woran soll ich gerne denken können? Pflichterfüllung? Ja, ja, alles was recht ist, aber trocken bleibe ich deshalb doch nicht. „Wenn ich abgelöst . . .“

So, also da hat es doch geknackt. Zuerst schon hatte ich es gehört, aber für eine Täuschung gehalten.

Ich fasse die Flinte fester und entsichere vorsichtig.

Soll ich schießen, wenn es noch einmal knackt?

Ein leiser Windhauch geht durch die Bäume. Es tropft stärker von überall. „Unsinn!“

Ich halte den Atem an. Wieder knackt es, diesmal hinter mir, in einiger Entfernung. „Nu ja, natürlich — hinten suchen sie Holz zum Brennen.“

Ich wechsle meine Stellung. Wie lange mag ich schon stehen? Doch sicher schon eine Stunde. Ich sehe nach der Uhr. Erst $\frac{3}{4}$ 8. Die Mäße fängt an durchzugehen. Wenn ich mich wenig bewege, merke ich die Kälte nicht.

Irgendwo in der Ferne wird mit Artillerie geschossen. Man sieht das Aufblitzen am Himmel. Nicht wie ein Blitz eigentlich, sondern wie ein momentanes Hellwerden.

„Ob wir morgen abgelöst werden?“ „Jetzt würde ich gerne . . .“

Kurz aufeinanderfolgend 3 Schüsse an unsrer rechten Flanke. Jetzt noch einer. Ssss . . . klack. Nicht weit von mir schlägt die Kugel in einen Baumstamm. Also wieder die feindliche Patronille. Sie hätte ebensovort auf mich herauskommen können. Sie hätte . . . Für heute ist es wohl genug.

Jetzt kann ich ruhig die Augen schließen und mich an den Baum lehnen. Ich bin müde.

Nach 4 Stunden muß ich wieder stehen. Dann wird es aber hell werden.

Die Gedanken kommen hartnäckig. „Ich habe lange keine Briefe von Hause gehabt. Komme ich vielleicht einmal . . .“ Nicht denken? Das wäre beruhigend.

Ein Hund bellt drüben am andern Ufer. Ich drehe mich um, mir war wieder, als hätte ein Fuß leise hinter mir auf dem Strickbeerfraut geraschelt.

Hier und da sieht man Feuer in den Schützengräben. — „Gute Zielscheiben“ denke ich.

„Jetzt will ich mich auf etwas freuen.“ Vielleicht die Ablösung? Aber bald stehe ich ja wieder. Warum hört es nicht auf zu regnen?

Plötzlich überall Geräusche. Als ob der Wald vor mir lebendig würde. Wieder fasse ich die Flinte fester. — „Ach, Blech, diese elenden Nerven. Habe ich nicht schon so manchesmal mich durch dieselben Töne — die Nachtgespräche des Waldes — schrecken lassen?

Jetzt nimmst Du Dich zusammen, und überhaupt:
Was sind das für alberne Einbildungen. Ganz
wihlos.“ Und abgelöst werde ich ja auch bald.
Aber ich wollte doch an was Freundliches denken?
Ja, es ist heute nichts damit. Vielleicht später
im Erbhüttchen.

So, es ist 4 Uhr. Er kommt. Ich fühle
ihn mehr als ich seine Schritte höre, die im
Moos verschwinden.

„Ablösung.“

„Alles ruhig.“ Nur die Gedanken . . .

W. Gr.

